

# «Also, Jungs, wo gömmer? Stadi?»

Wie ergeht es jungen Menschen in der Pandemie? Unterwegs mit Ilhan und seinen Freunden im Grand Hotel Abgrund.

TEXT KEVIN BRÜHLMANN  
BILDER FLAVIO KARRER

Das Magazin, 20.3.2021

*August 2020.* Eine Telefonnummer gerät mir in die Finger, sie gehört Ilhan, achtzehn Jahre alt.

Ich interessiere mich für die Halbwelt, wo mit der Unwägbarkeit jugendlichen Suchens Kasse gemacht und Betäubungsmittel wie Xanax und andere Downer verkauft werden. Und irgendjemand meint, Ilhan könne Auskunft geben.

Ich wähle die Nummer. «Hey Bro», sagt eine Stimme, «easy Bro, komm mal wieder raus, du weisst Bescheid» – ich versuche zu grüssen, aber die Stimme redet weiter. «Haha! Ist nur die Mailbox, du Wichser!»

Noch am selben Tag ruft Ilhan zurück. Es stellt sich heraus, dass er mit harten Drogen nichts am Hut hat, dass er aber gewisse Leute kennt. Dann erzählt er von sich. Dass er in Schwamendingen aufgewachsen ist, im Nordosten Zürichs, und später in Heimen gelebt hat. Und dass er arbeitslos ist, auf der Suche nach einer Stelle als Koch, dass es wegen der Pandemie aber beinahe nichts gibt in der Gastronomie.

Nachdem wir aufgelegt haben, bleibt mir das Phantombild eines jungen Mannes, der seine Kraft daraus zieht, dass niemand auf ihn wetten würde.

\*

*Februar 2021.* Im Radio, auf einem kleinen Sender, höre ich den Rapper Göldin. Mit leerer Stimme singt er davon, in der Badewanne unterzugehen, vollgepumpt mit Xanax, und die Pandemie im Kokainrausch zu zerstäuben. Die totale Desillusion fliesst über, und ich frage mich: Wie geht es Ilhan?

An einem Montag um zwölf Uhr treffen wir uns vor einem Zürcher Einkaufszentrum, wo die Konsumgüter in Beton gegossen wurde, als Denkmal dieser schönen Stadt. Graue Trainerhosen schlottern um Ilhans dünne Beine, als er auf den Platz vor dem Einkaufszentrum tritt. Sein Blick ist hungrig.

«Hast du eine Zigarette?», fragt er.

Wir gehen zum Kiosk und kaufen eine Schachtel, wir rauchen und warten. Ilhan fingert an seinem Telefon herum. Greg, einer seiner besten Freunde, soll auch gleich hier sein.

Ilhan arbeitet nun vormittags in einer Einrichtung der Stadt Zürich; das

nennt sich «Arbeitsintegration». Noch immer will er Koch werden. Er habe sogar ein Hotel gefunden, wo er probierhalber arbeiten könne, sagt Ilhan.

Schliesslich schlurft Greg auf uns zu. Greg ist siebzehn und genauso dünn wie Ilhan, aber zwei Köpfe grösser. Er trägt schwarze Trainerhosen, schwarze Handschuhe, auf denen das Skelett einer Hand aufgedruckt ist, und einen schwarzen Pullover, dessen Kapuze er über den Kopf gezogen hat. Über einer schwarzen Schutzmaske lugen zwei müde braune Augen hervor.

Es ist kalt. Wir betreten das Einkaufszentrum; ein paar Läden sind offen, die meisten geschlossen. Was ziemlich egal ist. Greg und Ilhan sind knapp bei Kasse (Greg ist arbeitslos und wohnt bei seinen Eltern).

Wir nehmen die Rolltreppe in den zweiten Stock. In einer Ecke steht eine Bank, die mit Plastikband abgesperrt ist, Ilhan und Greg reissen das Band ab und setzen sich. Sie erzählen, dass sie sich vor fünf Jahren in einem Heim kennen gelernt haben.

«Es war voll easy dort», sagt Ilhan. «Und nachher machte ich dort ein Praktikum als Koch. Und nachher be-



Ilhan und sein Freund Greg hängen in Zürich-Oerlikon ab. Sie warten darauf, dass irgendetwas passiert.

kam ich Probleme im Heim, wegen Regeln nicht beachten und so.»

Ein paar Handwerker kommen und machen einen Höllenlärm mit einer Bohrmaschine.

«Nachts bin ich manchmal abgehauen», sagt Ilhan unbeeindruckt. «Habe Tricks gemacht mit Handy nicht abgeben, dies, das. Habe Leute heimlich hineingeschleust. Und...ja, dann sagten sie: Das läuft nicht mehr.»

Greg blickt irgendwohin.

«Nachher ging ich zurück zu meiner Mutter», sagt Ilhan. «Dort lief es

aber nicht gut. Einfach Krach und so. Dann schickte sie mich auf die Strasse. Weisst du noch?» Er boxt Greg in den Oberarm. Greg lacht.

«Ich wohnte wirklich auf der Strasse», sagt Ilhan. «Und ich übernachtete bei Kollegen. Wann war das, Bro?»

«Vor einem Jahr», sagt Greg.

«Später wohnte ich während ein paar Monaten bei einer Kollegin.»

«Das habe ich voll verhängt», sagt Greg.

«Dann ging ich wieder zu meiner Mutter. Diesmal lief es besser, und ich

suchte einen Job. Ich war huere lang arbeitslos. Ungefähr ein Jahr. Ich verdiente ein wenig Geld als Koch. Das alles, was ich trage», Ilhan deutet auf Jacke, Schuhe und Hose, «das alles hab ich mit diesem Geld gekauft.»

«Er ist nie auf eine kriminelle Bahn gekommen», sagt Greg.

«Nur früher mal, als ich Gras und so geklaut habe», sagt Ilhan. «Aber ja, es ging immer so weiter. Und jetzt ist es so, wie es ist. Seit einem Monat habe ich eine eigene Wohnung. Das Sozialamt finanziert mir das.»

Warum bist du wieder bei der Mutter ausgezogen?, frage ich.

«Es war schon easy, aber ich hatte kein eigenes Bett, weisst», sagt Ilhan. «Ich pennte in der Stube. Jetzt habe ich ein eigenes Bett. Die Mieten in Zürich sind crazy. Mit der Mutter ist alles easy. Sie arbeitet im Sicherheitsdienst, so Securitas.»

Und der Vater?

«Den habe ich nie kennen gelernt. Ist irgendwo in der Türkei. Ich habe auch noch zwei ältere Schwestern, die sind irgendwo in der Schweiz, weiss nicht genau, wo.»

Die Handwerker arbeiten nun an einem Gerüst aus Holz, es sieht aus wie eine eckige Spinne.

Ilhan, wütend, sagt: «Ich sag es dir ehrlich: 2020 war das schlimmste Jahr.»

«Schwör», sagt Greg und nickt.

Ilhan ruft: «Es war das Jahr, das am meisten dreingeschissen hat. Zu viele Sachen sind passiert. Hyperaktive Kinder, viele Leute haben immer mehr Schulden, auch ich, und allgemein wurden die Menschen voll behindert. Du kannst auch fast niemandem mehr vertrauen. Jemand sagt dir zum Beispiel: Ey, Bro. Aber du kennst ihn gar nicht, der ist kein Bro.»

Warum hast du Schulden?, frage ich.

«Einbruch, Bussen, Betreibungen ...»

Du bist irgendwo eingebrochen?

«Ja, in eine Schule. Ich hab einen Computer geklaut.» Ilhan schweigt und fingert am Telefon herum. Sein Blick sagt: Ich bin stolz auf mein Leben, und wenn alle nur das Schlechteste von mir erwarten, fühle ich mich frei. —>

«Ich habe einige Bewerbungen geschrieben», sagt er schliesslich. «Zum Teil ist nicht mal eine Antwort zurückgekommen.»

Auf Ilhans Hals, links über dem Kragen der Jacke, ist eine Tätowierung zu sehen, ein schlichtes «D».

«War einer meiner besten Freunde», sagt Ilhan. «Ist letztes Jahr gestorben. An einer Überdosis Xanax... Ich kenne drei Leute, die nehmen jetzt Kokain. Einfach so, weil nichts los war, kein Sport, keine Treffen, nichts.»

Auch Greg kannte den Verstorbenen, aber er schweigt.

Ilhan erzählt weiter: «Waren oft zu Hause und haben gegamt. Im Sommer auch oft draussen. Viele waren arbeitslos, und wir sofften fast jeden Tag. Es war schlimm. Verdrängen.»

Gregs Müdigkeit ist plötzlich weg, er beginnt von sich zu erzählen: «Letztes Jahr hatte ich eine Freundin. Sie wollte nie, dass ich mit Kollegen rausgehe, ich war wie ein Lutscher und hab Ilhan und so fast nicht mehr gesehen. Durch sie lernte ich im Sommer zwei Kollegen kennen, die ein schlechter Umgang für mich waren. Einer war kriminell. Der war auf Kurve, auf der Flucht. Ich begann zu trinken. Vorher hab ich fast nie getrunken.»

«Und wenn er trank, sah er so aus», sagt Ilhan und macht das Gesicht eines Meerschweinchens, das an einem Strohalm saugt.

«Aber dann», fährt Greg fort, «hatte ich immer eine Flasche bei mir. Ich wollte immer besoffen sein, denn es fühlte sich gut an.»

Wie geht es dir jetzt?, frage ich.

«Bin halt auf Lehrstellensuche. Informatik interessiert mich. Aber ist schwierig.»

«Ich hatte auch mal eine Freundin», sagt Ilhan. «Aber sie wollte nicht mit mir ins Bett. Kein Sex. Also sagte ich: Gut, beenden wir die Beziehung, und wenn du parat bist, dann schauen wir.»

Ilhan hatte einmal am Telefon erwähnt, er habe mit einer Frau abgemacht. Was daraus geworden sei, frage ich.

«Wir haben halt gefickt», sagt Ilhan. «Sie schrieb mir einfach: Kann ich mal zu dir kommen? Und ich so: Easy. Es war gut.»

Sie schweigen. Nach einiger Zeit frage ich, ob sie Träume davon haben, wie ihr Leben in zehn Jahren aussehen soll.

«Dann bin ich reich», sagt Greg.

«Du bist auf der Strasse am Betteln», sagt Ilhan.

«Was laberst du?», sagt Greg. «Ich werde der Erste von uns allen sein, der eine Lehrstelle findet.»

«Eine Frau wäre schön, ein guter Job und ein Haus», sagt Ilhan. «Das ist mein Traum. Dazu eine fette Playstation und ein fetter Fernseher.»

Dann steht Ilhan plötzlich auf. Es ist ein Uhr mittags, der Tag noch lang, und irgendetwas muss nun passieren. Aber wohin gehen?, fragen sie sich. Zu Greg, der bei den Eltern wohnt, können sie nicht. Zu Ilhan? Geht auch nicht, sagt er.

Sie fingern an ihren Telefonen herum, und nach ein paar Minuten haben sie einen Plan: zu einer Kollegin nach Hause, wo sie auch gleich übernachten wollen.

«Alter», sagt Ilhan, «du musst mir versprechen, dass du mich morgen früh weckst. Ich muss zur Arbeit.»

«Fix», sagt Greg. «Ich stelle mir den Wecker und stehe mit dir auf.»

«Falls ich verpenne, kaufst du mir ein neues Game», sagt Ilhan. Wie ein Kung-Fu-Kämpfer kickt er mit einem Bein in die Luft.

«Fix.»

Die Kollegin ist allerdings erst um fünf Uhr daheim. In vier Stunden. Greg und Ilhan ziehen los, zum nächsten Bahnhof. Dort setzen sie sich in eine S-Bahn, fahren stundenlang zwischen zwei Endstationen hin und her, saugen Videos aus dem Internet und lachen.

\*

Im November 2020 befragten Wissenschaftlerinnen der Universität Hildesheim deutschlandweit junge Menschen nach ihren Erfahrungen während der Pandemie. Mehr als siebentausend Jugendliche und junge Erwachsene im Alter von fünfzehn bis dreissig Jahren nahmen teil.

Die Studie zeigt: Über ein Drittel der Befragten fühlte sich in der aktuellen Situation einsam. Fast die Hälfte hatte Angst vor der Zukunft, weitere 23 Prozent meinten, sie hätten zum Teil Zukunftsängste. «Hier sind insbesondere diejenigen betroffen», heisst

es in der Studie, «die wenig Ressourcen zur Verfügung haben, bereits vor der Pandemie eingeschränkt oder benachteiligt waren.»

In der Schweiz fehlen bislang solche Zahlen. Aber seit Oktober 2020 seien die Kliniken für Jugendliche und Kinder voll und zum grossen Teil überbelegt, sagte Oliver Bilke-Hentsch, der oberste Schweizer Kinder- und Jugendpsychiater, im Januar 2021 in einem Interview. «Mit anderen Worten: Kindern und Jugendlichen schlägt die Corona-Pandemie langfristig wohl noch mehr auf die Psyche als den Erwachsenen.»

Man stelle, sagte Bilke-Hentsch weiter, «eine beunruhigende Zunahme von ernsthaften Suizidversuchen fest. Es bereitet uns grosse Sorge, dass Jugendliche in die Kliniken eingewiesen werden, die ohne grosse Vorerkrankungen oder Vorzeichen in einen Verzweiflungszustand geraten, der ihnen ausweglos erscheint.»

\*

Februar 2021. Am Hauptbahnhof Zürich führen Polizisten riesige Schäferhunde spazieren. Es ist Samstagabend, kurz nach neun Uhr.

Ilhan trägt seine grauen Trainerhosen, einen weissen Rollkragenpull-over, darüber eine schwarze Jacke und um den Hals eine silberne Kette. Er stellt mir zwei Freunde vor: Martin, siebzehn Jahre alt, und Wladimir, achtzehn. Sie sind Brüder. Martin macht eine Lehre als Kellner, Wladimir arbeitet als Hauswart, die Lehre hat er bereits abgeschlossen.

«Nur Stress im letzten Jahr», sagt Wladimir. «Habe 23 Kilo zugenommen, immer nur Arbeit und dann zu Hause rumhocken.»

«Ich schliesse meine Lehre bald ab», sagt Martin. «Danach will ich in einem Luxushotel arbeiten, am liebsten irgendwo am Seeufer, wo es fettes Trinkgeld gibt. Aber ich weiss nicht – Corona halt.»

Nachdem wir etwas gelangweilt herumgestanden und die Schäferhunde beobachtet haben, gehen wir zu Wladimirs Auto. Beziehungsweise zu dem seiner Mutter.

Martin ruft: «Also, Jungs, wo gömmer? Stadi?»

Wir fahren Richtung Bahnhof Stadelhofen, nur ein paar Kilometer ent-

fernt, wo sich alle treffen, die sich zwischen der Sicherheit bei Mama und der Unsicherheit der Welt verlieren. Manche nur für Stunden, andere für Jahre.

Während der Fahrt reden Ilhan, Martin und Wladimir über John Wick, einen Auftragskiller in einem Film mit viel Blut und glänzendem Stahl und mit Keanu Reeves in der Hauptrolle.

Martin sagt: «Der Reeves fährt ganz normal in der S-Bahn.»

«Der ist echt ein Chilliger», sagt Wladimir. «Der hat ein richtiges Herz.»

Ilhan sagt: «Bro, wenn du seinen Hund killst, hast du geschissen.»

«Er killt dich mit einem Bleistift», sagt Martin.

Wladimir parkiert das Auto, und sie lassen sich über den Platz treiben, wo sich Hunderte Jugendliche versammelt haben. Immer wieder treffen sie auf Freunde, und dann muss es knallen beim Handschlag. Immer wieder sieht man junge Männer, die sich anpöbeln. Ständig umkreisen Polizeiautos die Menschenmenge.

Ilhan ist um zwei Köpfe gewachsen.

Am nächsten Tag werden die Zeitungen diese Wirklichkeit rügen, die Unordnung, weil sie nicht dem Lehrbuch zur Senkung der Infektionszahlen entspricht, und laut Lehrbuch sind Ilhan und seine Freunde Gestörte, die die allgemeine Ordnung durcheinanderbringen.

Einige Stunden laufen Ilhan, Martin und Wladimir durch die Gegend. Sie warten darauf, dass etwas passiert, aber es passiert nichts. Die Langeweile macht die Jungs unruhig. Ilhan steckt sich Zigarette um Zigarette an, aber nichts verraucht.

«Ich habe früher Kung-Fu gemacht», sagt Ilhan.

«Nur weil du Chinese bist», sagt Wladimir.

«Was Chinese?»

«Chinese, Bro.»

«Was für ein Chinese, Alter?»

«Also sag mal», sagt Wladimir nach einer Weile. «Was bist du alles?»

«Kasachstan, Türkei, Serbien, Deutschland, Russland.» Dann sagt Ilhan, er mache zwar kein Kung-Fu mehr, dafür sonst genug Sport – er renne ja dauernd zur Bushaltestelle.

«Ey, das nennst du Sport?», ruft Martin. «Das ist nichts, Mann! Ich mach Fitness. Zweimal habe ich Ilhan ins Gym reingeschmuggelt, waren immer vor dem Spiegel am Trainieren.» Martin hebt die Arme, als würde er Hanteln stemmen. «Er war am Sterben! Aber beim dritten Mal haben sie gemerkt und ihn rausgeworfen.»

Im Sekundentakt lassen Typen die Motoren ihrer Autos aufheulen. Martin boxt jemandem zwischen die Beine, freundschaftlich. Der Kollege kreischt.

«Der freut sich doch drüber!», ruft Martin.

«Ey, ich will noch eigene Kinder haben», sagt der Kollege.

«Verpiss dich, Alter, ich mach Schluss!», ruft ein anderer.

«Halt die Fresse, du Hurensohn!»

Irgendwer schreit: «Lueg, jetzt gibts einen Fight!»

«Wo?», fragt Martin gierig.

«Das ist kein Fight», sagt Wladimir, und die Anspannung löst sich.

Gegen halb zwölf Uhr gehen Ilhan, Wladimir und Martin zurück zum Auto. Sie fahren durch die Stadt.

Ilhan und Martin fingern an ihren Telefonen herum. Sie haben eine App

geöffnet, eine Mischung aus Dating-Plattform und Roulette, zufällig werden sie mit Frauen verbunden.

«Was geht ab? Aus Zürich?», fragt Ilhan gelangweilt. «Von wo? Luzern? Weisst du, was das Schönste an Luzern ist? Der Zug nach Zürich.»

«Gehen wir Langstrasse!», ruft Martin.

\*

Am nächsten Tag wache ich mit Kopfschmerzen auf, vom vielen Rauchen und von der allgemeinen Unordnung in mir. Ich frage mich: Woher kommen Ilhans Unruhe, seine Rastlosigkeit und seine Anspannung? Der Kopf raucht noch immer, als ich auf Dr. Funk stosse. Im Kopf spreche ich den Namen englisch aus.

«Alles hängt mit allem zusammen», sagt er, und es klingt überhaupt nicht wie ein blöder Spruch aus einem esoterischen Ratgeber. Denn Leonhard Funk ist Kinder- und Jugendpsychiater. Er leitet die «Somosa» in Winterthur, die «sozialpädagogisch-psychiatrische Modellstation für schwere Adoleszenzstörungen». In der Somosa werden junge Männer zwischen fünfzehn und achtzehn Jahren behandelt, die schwere Krisen durchlaufen.

«Ich bin mir sicher», sagt Funk, «dass die psychischen Folgen der Pandemie, auch die Langzeitfolgen, bei Jugendlichen erheblich sein werden.»

Er sitzt in seinem Büro auf einem Stuhl, der sehr beweglich aussieht. An der Wand hinter ihm ist ein Bild Albert Schweitzers zu sehen, jenes Arztes und Philosophen, den man «Urwaldarzt» nannte und der 1952 mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet wurde.

Ich frage Funk, wozu die Pubertät gut sei.

«Hormonell gerät im Körper einiges in Aufruhr, ob man das nun gut oder schlecht findet», sagt er. Wenn er redet, fühlt es sich angenehm an, vielleicht weil sein Oberösterreichischer Dialekt die Worte weicher macht. «Es ist ein biologischer Impuls, sich vom Familienverband zu lösen und sich nach aussen zu orientieren: Jetzt wirst du erwachsen, jetzt wirst du autonom. Dazu dienen Gruppen von Gleichaltrigen.»

Und das fehlt jetzt in der Pandemie? —>

**«Eine Frau wäre schön und ein guter Job und ein Haus», sagt Ilhan, «das ist mein Traum. Dazu eine fette Playstation und ein fetter Fernseher.»**

«Ja, das ist ein grösseres Problem. Es geht darum, rauszugehen und zu schauen: Wer bin ich? Wer möchte ich sein? Wer darf ich sein in der Gesellschaft? Was kann ich schon, und was muss ich noch lernen? Am Schluss», Funk deutet auf mich, dann auf sich, «sind Sie Journalist und ich Arzt, weil uns das interessiert und wir genug gefördert wurden. Wenn wir diese Erfahrungen nicht sammeln können, verharren wir in einer Entwicklungsblockade.»

Funk biegt sich mit dem Stuhl nach hinten. «Dieses Problem erkennt die Politik leider nicht», sagt er. «Sie reduziert die Jugendlichen in der Pandemie auf ihr Dasein als Schülerinnen und Schüler und Auszubildende, die lernen sollen. Dabei handelt es sich um ein gesellschaftliches Problem. Viele Erwachsene haben das Gefühl, sie wüssten, was Kinder und Jugendliche brauchen: gute Noten, Klavierunterricht und Tennisstunden. Natürlich gibt es auch Freiheiten, aber sehr viel ist vorgegeben. Der Begriff Universität kommt vom lateinischen *universitas* – ursprünglich ging es ums grosse Ganze, und nun heisst es: Was braucht der Arbeitsmarkt? Wie kriegen wir sie schnell da hinein?»

Funk hat an zwei wissenschaftlichen Essays über die Situation von Kindern und Jugendlichen in der Pandemie mitgearbeitet. Darin heisst es, es gebe kein spezifisches Corona-Syndrom. Funktioniert die Pandemie demnach als eine Art Verstärker bereits bestehender Probleme?

«Ja», sagt Funk. «Alles, was irgendwie schwierig ist, wird deutlich verstärkt. Angst, Verunsicherung, Einsamkeit sind virulente Themen bei Jugendlichen. Statistisch kann man es noch nicht erfassen, aber nach meinen Erfahrungen und denen von Kolleginnen und Kollegen gibt es mehr Angststörungen, Zwangsstörungen und Depressionen bis hin zu Selbstmordgedanken.»

Überrascht Sie das?

«Nein», sagt Funk. «Das ist nicht erstaunlich. Wir sind es nicht gewohnt, Ohnmacht auszuhalten. Im Grunde befinden wir uns in einem traumatischen Kontext. Wir sind in einer bedrohlichen Situation. Dieser Situation können wir uns weder entziehen, noch können wir sie beeinflussen.»



Wohlstandsverwahrlosung: Selbst wenn die Jugendlichen materiell versorgt sind, fehlt es an Zuneigung. Eine Kollegin von Ilhan versucht, trotz Pandemie Spass zu haben.

Funk blickt über die Schulter, zum Urwaldarzt Schweitzer. «Früheren Generationen bot Religion noch eher Halt. Heute müssen wir uns vor allem auf die Wissenschaft verlassen. Dass das für die emotionale Bewältigung der Krise nicht unbedingt ausreicht, sehen wir an vielen psychischen Abwehrstrategien: Verleugnung, Projektion eigener Ängste auf andere und so weiter. Zum Teil verdichten sich diese Abwehrstrategien zu Verschwörungstheorien oder entladen sich in kollektiver Wut.»

Wen trifft die Krise wie hart?

«Es gibt verschiedene Resilienzfaktoren. Persönliche – manche halten mehr aus als andere. Und solche, die mit der Umgebung zusammenhängen: Wie ist der soziale Stand der Familie? Gibt es kompetente Eltern oder andere Ansprechpersonen? Wie sieht die existenzielle Sicherheit aus? Wohnraum? Nahrung? Wenn manche dieser Faktoren schon von vornherein wegfallen, trifft einen die Pandemie härter.»

Man hört oft das Wort «Wohlstandsverwahrlosung». Handelt es sich also gar nicht um echte Probleme?

«Ich wüsste nicht», entgegnet Funk, «warum eine Wohlstandsverwahrlosung nicht wie jede andere Form von Verwahrlosung ein Problem sein sollte. Vielleicht haben die Jugendlichen genügend zu essen und teure Kleider, aber alles andere – Geborgenheit, Verlässlichkeit, Zuneigung, Liebe – ist genauso wichtig. Wenn das fehlt, ist das schlimm, auch wenn der Vater bei der Bank haufenweise Geld verdient.»

\*

*Ein paar Tage später* sitzt Ilhan in seiner grauen Trainerhose auf einer Bank auf einem Bahnhofsperron, eine Zigarette im Mund. Er ist beim Schwarzfahren erwischt worden. Gestern sei sein Abo abgelaufen, sagt er, und ich sage, das sei die älteste Ausrede der Welt und immer noch die beste, und er sagt: Nein, wirklich.

Auf seinem Telefon zeigt er mir Musikvideos von Rappern aus der Gegend. Sie nennen sich Gsezhs oder Hassan23. Neben vielen guten Zeilen über ein Leben ohne weisse Möbel, ohne Lebensläufe mit Sprachaufenthalten in Südfrankreich oder Pfadilagern, gehts auch darum, einander in Frauenfeindlichkeit zu übertreffen, mit Waffen herumzufuchteln und ganz allgemein Verletzlichkeit im Säurebad zerstörerischer Männlichkeit aufzulösen.

Auf Ilhans Telefonbildschirm leuchtet plötzlich eine Nachricht seiner Mutter auf. Sie schreibt: «Wie kann man nur so viele Bussen innerhalb von einem Jahr produzieren???!»

Ilhan lächelt verlegen, die Schutzmaske hängt unter seinem Kinn. Er ruft seine Mutter an. Sie bezahlt die Busse.

Als Sicherheitsleute in gelben Westen übers Perron laufen und Ilhan auffordern, die Maske hochzuziehen, schaut er sie schweigend an, aber sein Grinsen sagt: Was, wenn ich auf eure Regeln pfeife? Nach langen Sekunden zieht er die Maske hoch.

Dann zeigt er Aufnahmen seiner Clique «ZHHZ» – «Züri Hungrigi Szene». Auf einem verwackelten Video: Fäuste, Klappmesser, Pfefferspray, weisses Pulver – und eine merkwürdige Flüssigkeit auf dem Asphalt.

«Ist das Kotze?», frage ich.

«Nein, Blut», sagt Ilhan, und es ist schwer zu sagen, ob Stolz oder Unsicherheit in seiner Stimme liegt. «Wenn

wir uns in der Gruppe treffen und einen Abend lang Alkohol trinken, ist es auch schon eskaliert. Grade letzten Herbst.»

Nachdem wir uns verabschiedet haben, denke ich über Ilhans Wut nach und die allgemeine Empörung darüber im Namen einer allgemeinen Ordnung. Ich frage mich, warum wir uns über Ilhans Wut empören, ihn von uns wegschieben, als verschwinde er dadurch. Ist das nicht Ausdruck einer Unfähigkeit, verstehen zu wollen, woher die Wut kommt? Und ich frage mich auch, wer hilfloser ist: Ilhan und seine Gang mit uns oder wir mit ihnen.

\*

*Irgendwann* meldet sich Ilhan nicht mehr. Vielleicht bin ich ihm zu nahegetreten, als ich ihn fragte, ob ich mit seiner Mutter reden dürfe. Nun weiss ich nicht, ob es geklappt hat mit dem Probearbeiten im Hotel.

Ich schaue ein Musikvideo von Hassan23 an. Auch Ilhan ist darin zu sehen, im Hintergrund wippt er mit dem Kopf; der Song heisst «Bruder». «Du wotsch use us dem Dräck mit im ne Benz, wo glänzt», rappt Hassan23. «Bruder, keine hilft dir use, nur du dir selbst.»

\*

*Im Dämmerlicht* taucht Ebmatingen auf, ein Dorf auf einem Hügel am Rand der Stadt Zürich. Auf eine Wand am Dorfeingang hat jemand hastig ein paar Buchstaben gesprayt: ACAB – All Cops Are Bastards.

Über einen Hinterhof kommt man zu einer Treppe aus dreckigem Beton. Hinter der Treppe ein Durchgang, spärlich beleuchtet, an der einen Wand hat jemand einen Aschenbecher befestigt.

Der Durchgang sieht aus wie der Empfangsbereich eines Hotels, ohne Réception, ohne Teppiche, und es scheint, als wäre das Hotel einzig dafür gebaut worden, um Gäste hinauszurufen. Ich nenne es das Grand Hotel Abgrund.

Davor steht Hassan – Hassan23. Neben ihm einige seiner Freunde. Sie hören Musik, und der Geruch von Haschisch schlägt mir entgegen. Hassan begrüsst mich, als wäre ich jemand Wichtiges, und bietet mir Zigaretten und eine Dose Redbull an.

«Corona fickt die Leute», sagt Hassan. «Ich kenne so viele, die ihre

Temporärjobs verloren haben, Köche, Bauarbeiter, Verkäufer. Die waren froh um jede Stunde, die sie arbeiten konnten. Nun sitzen sie zu Hause herum. Das wird auch in ein, zwei Jahren so sein.»

Einer der Freunde reicht ihm einen Joint, ein anderer baut einen neuen.

«Wenn einer Millionär wird, wird einer arm», sagt Hassan.

Hassan, 21 Jahre alt, redet wie ein Strassenprediger. Er erzählt: 2006 kam er aus Afghanistan in die Schweiz, nach Ebmatingen, danach Probleme in der Schule, gemobbt, weil schlechtes Deutsch, dann immer wieder Ausraster, Heim, ein Leben als Kleinkrimineller mit Raubüberfällen und Schlägereien, immer wieder Gefängnis. «Ich habe schlimme Dinge gemacht», sagt Hassan. Vor zwei, drei Jahren, sagt er, habe er damit abgeschlossen. Er fand zur Musik. Letztes Jahr nahm er sich vor, jeden Monat ein neues Lied zu veröffentlichen, und nach «Bruder», dem neuesten Lied, wurde er von einem Label verpflichtet. «Wenn viel passiert im Leben, musst du darüber reden», sagt er. Bald beginnt er eine Ausbildung als Pfleger in einem Altersheim.

Hassan zeigt mit dem Finger um sich, aufs Grand Hotel Abgrund und den Hinterhof, als wäre er ein König, der auf seine Ländereien blickt. «Immer wieder werden wir hier von der Polizei kontrolliert.» Zu fünf, zu zehnt seien sie hier draussen gewesen, eine Nachbarin habe sofort Alarm geschlagen, dann Polizei, Bussen.

«Allgemein sind die Leute hässiger geworden», sagt Hassan. «Alle ballaballa. Du kannst kaum mehr durch die Stadt laufen, ohne dass plötzlich eine Faust fliegt.»

Als ich mich verabschiede und das Grand Hotel Abgrund hinter mir in der Nacht verschwindet, frage ich mich, wer hier ballaballa ist. Nach der ersten Zigarette ist es Ilhan. Nach der zweiten bin ich es. Und nach der fünfunddreissigsten denke ich: Ilhan, Hassan, Greg und ihre Freunde sind keineswegs Gestörte, sondern das Produkt einer Gesellschaft, die nun darauf besteht, sie seien Gestörte. DM

KEVIN BRÜHLMANN ist Reporter beim «Tages-Anzeiger». kevin.bruehlmann@tages-anzeiger.ch